

Walter Wangerin

Jesus

 R. Brockhaus

Die englische Ausgabe ist unter dem Titel
Jesus. A Novel by Walter Wangerin bei Lion Hudson plc.,
Mayfield House, 256, Banbury Road, Oxford OX2 7DH, England
erschienen.
Copyright © 2005 Walter Wangerin jr.

Deutsch von Wolfgang Günter und Wolfgang Schrödter

Die Bibelzitate wurden folgenden Übersetzungen entnommen:
Neues Leben Bibel, © 2003 und 2005 Hänssler Verlag, Holzgerlingen;
Lutherbibel, revidierter Text 1984, durchgesehene Ausgabe in neuer
Rechtschreibung, © 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart;
Revidierte Elberfelder Bibel, © R. Brockhaus Verlag, Wuppertal

© 2006 Brockhaus Verlag Wuppertal
Umschlag: Dietmar Reichert, Dormagen
Satz: Satz & Medien Wieser, Stolberg
Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen
ISBN-10: 3-417-24958-9
ISBN-13: 978-3-41724958-3
Bestell-Nr. 224.958

INHALT

Prolog	7
Erstes Buch: Der Sohn Gottes	
Teil eins: Maria	11
Teil zwei: Der Geliebte	53
Zweites Buch: Der Hirte der Menschen	
Teil drei: Maria	73
Teil vier: Der Geliebte	127
Teil fünf: Maria	163
Teil sechs: Der Geliebte	179
Teil sieben: Maria	217
Drittes Buch: Das Opfer des Messias	
Teil acht: Maria und der Geliebte	259
Teil neun: Der Geliebte	373
Epilog: Das Wort	391

Prolog

Diesen gewidmet, die die Zukunft sind:

Noah
Cassindra
Emma
Maxwell
Thea
Anna
Theron

Ich stehe auf der hochgelegenen Südseite eines zerklüfteten Hohlwegs, eines Wadis, der sich langsam absteigend durch Klippen und Felsen schneidet, um sein Wasser in das Tote Meer zu ergießen. Das Salzmeer. Ich stehe nicht zu weit vom See entfernt, kann sein Wasser zu meiner Rechten sehen. Ein scharfer Wind bläst von Nord nach Süd in den Zufluss zum See, dass sich Armeen von Wellen erheben und mit weißen Schaumkronen brechen. Triumphierend und sieghaft schlagen sie am Ufer auf.

Es ist spät am Nachmittag.

Ich hatte den Morgen in der Gemeinschaft der Essener verbracht, wo die Menschen einzeln in Höhlen und unterirdischen Räumen und Zelten in der Wildnis schlafen. Doch versammeln sie sich in einem großen Gebäude, um zu studieren und zu schreiben, und sie essen immer gemeinsam, behaupten, dass ihre Mahlzeiten die neue kommende Welt symbolisieren und feiern. Ich sah die Pulte, an denen sie schrieben, und die Tintenfässer und die Tonkrüge, in denen sie ihre Schriftrollen aufbewahren. Ich sah ihre Töpferscheiben und die Brennöfen und die Töpferwaren, die sie damit hervorbrachten. Sie schöpfen Wasser aus dem Wadi und speichern es in Teichen, zum Trinken, zum Waschen. Sie baden oft. Sie taufen, um einen Menschen rein zu machen.

Ich lauschte ihren Lehren, vor allen Dingen ihrer Erwartung des Endes, wenn sich zeigen wird, dass sie das wahre Israel sind, und die falschen Priester und die Machtgierigen verstoßen und zerstreut werden.

Und dann bin ich allein an diesen Ort gekommen, die Südseite einer abfallenden Schlucht, wo ich den halben Nachmittag gestanden habe, versunken in meine hohlen Gedanken und Grübeleien. Ich denke an nichts, kann keine einzige Frage in meinem Herzen bewegen. Mein Herz ist leer, bekümmert, lässt mich mit einem Gefühl der Panik Atem schöpfen.

Doch plötzlich, da – zu meiner Rechten, weit in der Ferne und dort unten, wo Wadi und Ufer des Großen Salzmeers zusammentreffen, zwischen den Steilwänden der Schlucht, höher und höher aufsteigend und

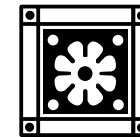
den Raum mit dem Klang seines eigenen Windes erfüllend, dem seines mächtiges Flügelschlags – kommt ein Adler.

Ich stehe genau dort, wo der Adler vorbeiziehen wird. Ich betrachte seinen großartigen Aufstieg, wie er herrlich herankommt, und meine Atemzüge werden tiefer; er kommt geradewegs auf mich zu! Ich sehe seine Flugbewegungen; er rudert im Wind, seine Schwingen schlagen vor und zurück, und mit jedem Schlag stößt der Kopf ein wenig vor; und erstaunliche Kraft wohnt in seiner Brust, und sein Schnabel ist gekrümmt und schrecklich in seiner Gefährlichkeit.

Und dann kommt der Augenblick, da er nur drei Meter von mir entfernt ist, auf gleicher Höhe an mir vorbeifliegt, mit einem Auge – gelb, starr, hervorgehoben noch von seiner knöchernen Braue – sieht er mich. Trotzdem scheint mir, als dauerte und dauerte dieser Augenblick an, und ich kann keinen Atem schöpfen, und das Adlerauge schaut auf die Sonne und den Himmel und die ganze Schöpfung und auf Gott mit seinem stillen schwarzen Mittelpunkt, der Pupille des Adlerauges, und alle starren mir geradewegs ins Gesicht. Ich bin nicht mehr ein Geheimnis auf dem Angesicht der Erde, ein Mann, der sich von hier nach dort schleicht, von niemandem bemerkt. Man *kennt* mich! Die Erde und die Himmel, sie kennen mich! In seinem Auge sehe ich, dass der Adler selbst meinen Namen kennen muss und – dem geöffneten Schnabel nach zu urteilen – gleich meinen Namen herausschreien wird, und dieses Wissen erschreckt mich. Denn ist es ein Richt- oder ein Segensspruch, wenn mein Name herausgeschrien wird? Und wie wird mein Name *lauten*, wenn er an allen vier Enden der Erde widerhallt?

Dann aber bemerke ich, dass der Adler weitergeflogen ist, höher und höher zu meiner Linken, zum Horizont in der Abenddämmerung, ins sterbende Sonnenlicht hinein, wo er wie goldenes Feuer zu brennen scheint und sich in Bronze verwandelt.

Erstes Buch



Der Sohn Gottes

Das Zimmer

Zacharias und sein Sohn Johannes waren zehn Tage vor den übrigen Familien nach Jerusalem gegangen. Tatsächlich kamen alle Priester Palästinas und auch sämtliche Leviten, die körperlich dazu in der Lage waren, einige Tage vor den Pilgern in der Stadt Gottes an: Sie mussten sich auf ihren heiligen Dienst vorbereiten und dann den Tempel und seine Vorhöfe reinigen, damit dort Passah und das Fest der ungesäuerten Brote gefeiert werden konnte. Über hunderttausend Pilger strömten in eine Stadt, in der normalerweise dreißigtausend Menschen lebten. Das auf seine vierfache Größe angeschwollene Jerusalem benötigte die Dienste aller vierundzwanzig Priesterabteilungen und sämtlicher Wochengruppen der Leviten, einer achtzehntausend Kopf starken Mannschaft.

Zacharias' Abteilung war die achte, die von Abija aus den Hügeln Judäas. Sie lag näher an Jerusalem als die meisten anderen. Trotzdem reiste er eine ganze Woche früher als Priester aus entfernteren Gebieten von daheim fort. Er hatte Gründe. Er hatte Vorsätze. Und obwohl der Mann wahrhaft fromm war, gehörte Frömmigkeit nicht zu diesen Vorsätzen.

Zacharias war überaus alt geworden. Seine Augen hatten sich zu einer perlweißen, starren Blindheit verhärtet. Als Maria ihn vor einem Jahr das letzte Mal sah, hatte sie schreckliches Mitleid für diese Augen, die von wildem, ungeschnittenem Haar überhangen wurden, überkommen. Mitleid auch für seine gebeugten Schultern, den gebückten Rücken, der den Blick immerfort auf die Erde zwang. Sie hatte Zacharias gekannt, als er alt und kräftig war, der Mann vor ihr war greisenhaft und gebeugt. Das Reisen fiel ihm schwer, selbst wenn er auf seinem kleinen Esel gekrümmt saß und von der Hand seines Sohnes gehalten wurde. Aus diesem Grund war Zacharias auch zeitig aus seiner Heimatstadt mit Johannes aufgebro-

chen, der alt genug war, um den Weg zu kennen, den Esel zu führen, Essen und Trinken für seinen Vater aufzutreiben, sich alle paar Stunden um Plätze zum Ausruhen zu kümmern. Der Junge war vor gerade einmal acht Monaten dreizehn Jahre alt geworden. Er hatte das Mannesalter erreicht.

Es gab noch einen weiteren Grund für ihre frühe Abreise, einen eher praktischen als geistlichen, eher familiären als persönlichen. Zacharias wollte sich ein Zimmer in einem der Häuser, die dem Tempel gehörten, sichern. Nicht ein ganzes Haus. Nur ein einziges Zimmer.

Trotz seines hohen und ehrbaren Alters war der betagte Priester so gewöhnlich wie jeder andere Nachkomme Aarons. Sein einziger Vorteil würde darin bestehen, sich als Erstes an die Tempelvorsteher zu wenden. Ganz besonders in diesem Jahr wollte Zacharias mit seiner Familie das Passahmahl innerhalb der Mauern Jerusalems feiern. Seine gesamte Familie, in einem Zimmer, das gerade groß genug war, um drei Tische und zwölf Körper aufzunehmen.

»Er hat zehn Jahre hintereinander immer dasselbe Zimmer mieten können«, sagte Maria zu ihrem Sohn, als sie in der Menge von Pilgern mitgingen. »Vor zwei Jahren hat er es dann verpasst. Letztes Jahr haben wir auch an einem fremden Ort gegessen. Armer Zacharias. Er weiß, dass wir es gerne vertraut haben. Dann finden die Frauen den Herd ohne Schwierigkeiten, und die Schüsseln, Tischtücher, Wasser, Kissen ...«

Maria ging eine Weile schweigend weiter. »Ich glaube aber nicht, dass er nur aus diesem Grund dieses Jahr wieder dasselbe Zimmer bekommen möchte.«

Maria und ihr Mann hatten über Zacharias' heftige Gefühlsausbrüche geredet, und wie starrsinnig er auf eigentlich unbedeutenden Kleinigkeiten beharrte.

Sie spürten das Ende nahen.

Josef und Maria vermuteten beide, dass dies das letzte Jahr war, in dem der alte Priester beim Passahfest dienen würde. Die fehlende Sehkraft war eigentlich nicht das größte Problem. Zacharias kannte jeden Zentimeter

des großzügigen freien Platzes und auch jede Handbewegung bei der Zeremonie auswendig. Doch seine Hände zitterten jetzt mit unbeherrschbarer Heftigkeit. Er konnte kaum die flache silberne Schale in den Strom aus Lammblood halten. Letztes Jahr hatte Josef das Handgelenk des Priesters packen müssen, damit überhaupt Blut auf die Schale gelangte.

Das Ende also: Josef glaubte, dass Zacharias, überfordert und unsicher, in seinen schwindenden Jahren etwas Ruhe und viel Sonnenschein suchen würde. »Nächstes Mal wird er zu Hause bleiben. Wird sich auf sein Dach setzen und strahlen.«

Maria jedoch hielt es für wahrscheinlicher, dass Zacharias ein nächstes Passah nicht mehr erleben würde, weder in Jerusalem noch im Hügelland, in dem er lebte, noch auf dieser Welt.

Der silberne Faden des Lebens reißt – so war das Gefühl in den Gedanken der Frau, eine klagende Musik – *und die goldene Schale zerbricht, der Krug zerschellt an der Quelle und das Schöpfrad ist am Brunnen zertrümmert. Und der Mann, der sich einst mit der Kraft des Meers bewegte, fällt unter einer schwindenden Sonne in sich selbst zusammen, wie ein Brunnen voller Staub.*

Laut und mehr als einmal sprach sie zu Josef: »Wenn er nicht nach Jerusalem gehen kann, wird sein Leben vorbei sein.«

Josef erwiderte: »Sicherlich wartet er, bis sein Sohn Priester ist. Wie er auch. Wie Elisabeths Vater.«

»Sie haben doch schon fast bis zu ihrem Tode warten müssen, bis der Junge geboren wurde. Und als sie ihn bekommen haben, bekamen sie auch die Zusicherung für Nachfahren.« Maria war bei jener Geburt zugegen gewesen. Sie hatte die Verwandlung der Eltern gesehen, erstaunt von so einer Geburt in ihrem Alter. »Für ihn«, sagte sie, »für Zacharias ist es Leben genug, dass ihm ein Sohn in die Welt gefolgt ist, nicht, dass ihm ein Sohn in den Priesterdienst folgen muss.«

»Kinder sind Kinder.« Der große Mann kaute seine Sätze, kurz und knapp waren sie. »Aber Enkel sind Nachkommen.«

Er hatte Recht, aber Maria war ihm oft mehr als nur einen Schritt voraus. Sie hatte *für Zacharias* gesagt, weil sie die Meinung ihres Mannes kannte: Für ihn, für Josef den Zimmermann, war die Entwicklung des

eigenen Sohns alles in allem Sinn, Zweck und Verdienst eines väterlichen Lebens. Der junge Jeschi, zwölf Jahre alt, hatte das Handwerk *seines* Vaters erlernt, stand mit handwerklichem Geschick in der Tradition *seines* Vaters. Die Gewandtheit des Jungen mit dem Hobel ließ Josef stumm zustimmend nicken, dünne Späne kringelten sich vor dem Eisen, Olivenholz glatt wie Basalt dahinter.

Doch mehr noch als Jeschis handwerkliches Geschick waren es seine geistigen Fähigkeiten, die den Handwerker vor Stolz schweigen ließen. Denn im Alter von fünf Jahren hatte das Kind plötzlich begonnen, die aramäischen Wörter zu lesen, die er überall in der großen Stadt Sepphoris sah; und mit sieben dann las er das Hebräisch der Heiligen Schrift mit einem uralten Rabbi in ihrer winzigen Synagoge – woraufhin Josef Tränen in den Augen standen und seine Nase zu laufen begann. Und warum sollte sich der Vater solcher zärtlichen inneren Erinnerungen nicht hingeben? Er und Nazareth und die meisten seiner Sippe konnten kein Wort irgendeiner Sprache lesen.

»Er wird seinen Lebensunterhalt als Zimmermann verdienen«, flüsterte Josef Maria ins Ohr, während sie zusammen im Bett lagen. »Aber einen Namen wird er sich als Schriftgelehrter machen. In Jerusalem. Ich werde dabei sein. Alt. Verkrüppelt. Zufrieden.«

Einen halben Tag lang war eine stattliche Gesellschaft von galiläischen Pilgern über die Höhen Judäas zum Passah nach Jerusalem gelaufen, als plötzlich Maria, Josef und der Junge ausscherten. Sie verließen die frohlockende Musik und den großen Strom von Juden, die nach Jerusalem hinaufstiegen. Den Lastesel am Zügel führend, stiegen sie hintereinander hergehend einen schmalen, steinigen Pfad hinauf, bis sie in ein kleines Dorf, so alt wie Moses, gelangten. Dort gingen sie auf das Haus von Zacharias und Elisabeth zu.

Es lag fast eine Woche zurück, dass sich der junge Johannes um die Reise des alten Mannes gekümmert hatte. Jetzt würden sie sich um die ihre kümmern. Sie würde reiten. Sie würden ihre Habseligkeiten auf dem eigenen Rücken tragen.

»Elisabeth, Elisabeth, bist du fertig?«

Alle würden unbeschadet in Jerusalem ankommen. Und sie würden wieder die Geschichte feiern, und sie würden die Errettung so erleben, als ob es erst gestern gewesen wäre.

Die Geschichte

Um drei Uhr nachmittags zog Maria sich von ihrer Arbeit zurück und stürmte zur Tür des Raums, den die Frauen herrichteten. Von der südwestlichen Zinne des Tempels hatte gerade ein Levit begonnen, einen atemberaubenden Trompetenstoß zu blasen.

Maria lief hinaus in die Sonne, kniff die Augen zusammen und entdeckte die winzige Gestalt des Mannes auf halbem Weg zum Himmel: Er saß auf der obersten Ecke des Tores zum heiligen Berg. Er senkte das Instrument und holte ein wenig Luft, dann hob er die Trompete für einen zweiten Stoß. Lang blies er sie. Blies seinen ganzen Atem hinein. Er ließ den Ton knarren, die Luft überall in der Stadt erbeben. Und gewiss über ihre Grenzen hinaus, hinüber zum Ölberg, bis hinaus nach Betanien! Maria stockte der Atem. Ihr innerer Jubel galt jedoch weniger ihr selbst, sondern vielmehr ihrem Sohn, der in diesem Augenblick eine wilde Freude verspüren musste – jetzt, da er und sein Vater die Stufen zu den Hulda-Toren hinaufstiegen.

Und dann der dritte Trompetenstoß –

Maria war das Ritual nicht unbekannt. Sie hatte dieses übernatürliche Heulen schon oft gehört. Doch bei dieser Gelegenheit spürte die Mutter jeden Teil des Passahs heftiger denn je, hörte es mit den Ohren, sah es mit den Augen ihres Sohnes, für den das alles neu war. Maria presste die Hand an den Mund, erschüttert von Größe und Herrlichkeit des Festes.

Wie hell muss das Feuer auf deinem Gesicht strahlen, wenn du von deinem Vater die Opferbräuche lernst. Wie kalt das Wasser, das dich rein wäscht. Wie gereinigt deine Seele, jetzt, wo du den Tempel betrittst –

Als der Levit von seiner Höhe verschwand, kehrte Maria in den Raum zurück und gesellte sich wieder zu den Frauen, die das Passahmahl vorbereiteten. Doch der Mund der Mutter blieb geschlossen, auf ihren Lippen lag ein abwesendes Lächeln. In ihrer lebhaften Vorstellung war sie anderswo, betrat die Hulda-Tore am Fuß der südlichen Mauer des Tempelbergs. Leicht wie ein Windhauch begleitete sie ihren Sohn Schritt für

Schritt, sah, wie Jeschi das Lamm trug, das Josef heute Morgen erworben hatte.

Die innere Treppe hinauf, die großen Steinbögen über den Köpfen, der Druck der Menge, die mit ihnen hinaufstieg: Josef, Johannes und Jesus, der Jüngste völlig hingerissen und der Älteste voller Wachsamkeit. In der Stadt hinter ihnen hatten Händler ihre Waren ausgerufen. Weine und Gewürze, Pfeffer, Kräuter, Gemüse, Granatapfelzweige, Ballen eines orientalischen Stoffes. Die Straßen, die hinter ihnen lagen, rochen nach Essen und menschlichen Behausungen.

Nun jedoch, als sie auf dem Platz vor der Königlichen Säulenhalle – diesem Wald aus gewaltigen Pfeilern – ankamen, schlugen ihnen andere Klänge und Gerüche entgegen. Hier waren Tauben mit erschreckt aufgerissenen Augen in Käfigen, blökende Schafe, meckernde Ziegen, Widder, aufrecht und stark; Kälber und Ochsen, die zugleich kauten und Dung fallen ließen: Opfertiere zum Verkauf. Hier standen Tische, an denen Händler schnellfingrig das Geld der Pilger in Tempelmünzen wechselten.

Doch dort, im Vorhof der Heiden, vermurmelten die Geräusche und Reden, drehten sich Menschenkreise wie die Gestirne am Himmel. So fest hielt Jeschi sein Schaf gepackt, dass es den Kopf reckte und brüllte. Doch der Junge hatte alle Aufmerksamkeit auf den Vater gerichtet, dem er durch das goldene Tor, genannt das »Schöne«, in den Vorhof der Frauen folgte. Dann stiegen sie etwa fünfzehn Stufen hinauf, betraten das Nikanortor aus korinthischer Bronze und den Vorhof der Israeliten.

Gewaltig ragte vor ihnen der Brandopferaltar auf, von dem eine weiße Rauchwolke aufstieg. Es roch jetzt nach brutzelndem, bratendem Fleisch und dem Fett der Opfergaben, die von den Priestern ununterbrochen zu den Feuern auf dem Altar hinaufgetragen wurden. Der Geruch stach jetzt auch metallisch, feucht, Ekel erregend in die Nase: frisches Blut und daneben gallertartiges, gerinnendes Blut. Die Schreie der Schafe wurden durch den Gesang eines Levitenchores überdeckt, der von zwölf Rohrflöten begleitet wurde. Zu seinen Füßen sah Jesus im Boden einen Kanal, durch den rotes Blut strömte; das Blut floss der Neigung des Bodens folgend in ein steinernes Röhrensystem, und durch dieses weiter hinab

ins Kidrontal, das sich nach Osten und Süden hin erstreckte. So fett war das Tal von den Leben zahlloser Opfertiere, dass die Reben auf seinen Terrassen grüner und die Trauben dicker waren als nirgends sonst in Judäa.

»Jesus!«, rief sein Vater über die Musik und über das Blöken hinweg.
»Komm her mit dem Schaf.«

Ha!

In dem kurzen Augenblick, in dem der Junge abgelenkt war, hatten Josef und Johannes den alten Zacharias gefunden; Johannes hatte seinen Vater geküsst und alle drei hatten sich zusammen hingekniet, der Priester mit einer Schale, die wegen seiner zittrigen Hände heftig in der Sonne blinkte, Josef mit einem schlanken Messer in der Hand.

Rasch kniete auch Jesus nieder. Josef schlang einen Arm um das Schaf, packte mit der Linken seine Vorderhufe, zog sie an seinen Bauch und schlitzte mit nur einem sauberen Schnitt den Hals und eine einzelne Arterie auf. Eine Blutfontäne stieg erschreckend schnell hervor, spritzte auf den Boden. Johannes griff die Handgelenke seines Vaters, um die Schale zu beruhigen und das Blut aufzufangen. Das Leben in den Schafsaugen verlosch still. Mit einem gekränkten Seufzen tat es seinen letzten Atemzug.

Doch nun musste der alte Mann auf sich allein gestellt fortfahren, denn niemand anderes als ein Priester durfte den inneren Hof betreten. Er richtete sich zu seiner gebeugten Größe auf und wandte sich um. Um nicht alles Blut von der Schale zu verschütten, presste er den Rand gegen seine Brust, in das weiße Leinen, in sein Fleisch, und humpelte blind das letzte Stück. Zacharias ertastete die Steine des Altars. Dann klatschte er die Schale dagegen, besprenkelte ihn mit ein paar Tropfen des frischen Blutes. Doch auch so tat Zacharias kund, dass der Herr sein Volk errettete.

Oh Herr, ich bin dein Diener, sangen die Leviten:

Ich bin dein Diener,

Der Sohn deiner Magd;

Und du hast meine Fesseln zerrissen!

Dir will ich ein

Dankopfer darbringen.

Ein Lidschlag später (so musste es jedenfalls Jeschi geschienen haben) war das kleine Tier fertig und ausgebalgt, die Beine nicht gebrochen, der Kopf noch an seinem Körper, vollständig in sein eigenes, makellofes Fell gewickelt.

Marias Sohn wurde nun die Last abgenommen. Josef trug das in Wolle gewickelte Fleisch durch die Vorhöfe des Tempels zurück, die Treppengänge hinab und zu den Hulda-Toren hinaus auf die Straßen, an den Märkten entlang, durch die lärmenden Menschenmengen, die schwitzende, wogende Masse.

Maria stand auf dem Dach des Hauses, in dem das Zimmer nun fertig hergerichtet war, und hielt nach ihrer Rückkehr Ausschau. An die Kante der Brüstung gelehnt, spähte die Frau nach Norden, suchte das Gesicht ihres Jungen, seine dichtgelockten Haare: *Jeschi, was hat es dir bedeutet? Hast du gelernt? Wirst du das Lamm töten können, wenn du ein Mann geworden bist?*

Vermutlich nicht. Die meisten Jungen benötigten länger als ein Jahr, um die Rituale zu lernen, die ihre Zukunft bestimmten.

Die Tische sind gedeckt. Der Raum ist gereinigt. Keinen Sauerteig gibt es hier. Das ganze Schaf, Kopf und Läufe in die Höhle des Leibes gesteckt, ist an einem Granatapfelspieß im Lehmofen geröstet worden, der jetzt zum Abkühlen im Hof steht.

Drei niedrige Tische stehen in rechten Winkeln zueinander, drei Seiten eines Quadrats; an den Seiten der Tische liegen Polster auf dem Boden. Maria wird bedienen, auf Knien in der Mitte des Quadrats. Der Raum wird von Lampen in den Nischen seiner Fensterwand erleuchtet. Das Öl ist rein, wenngleich auch Rauch den Putz über den Nischen dunkel gefärbt hat. Drei Lampen aus feinerem Ton auf jedem Tisch erleuchten Steinschüsseln mit Essen, Lattich, Zichorie, Pfefferwurz. Die Bitterkräuter. Steinteller und steinerne Gefäße stehen für alle bereit, die nun in den Raum treten. Auf den Deckenbalken tanzen zittrige Schatten. Zacharias' Familie geht an den Flammen entlang zu ihren Plätzen, an den Wänden erblühen Schemen und schwellen zu phantastischen Gestalten an.

Es ist spät. Die meisten Passahmahle sind in Jerusalem bereits zu Ende

gegangen. Nun, da sie ihre Rituale zu Ende gefeiert haben, schwatzen die Leute vor den winzigen Fensterchen miteinander, spazieren umher, Verwandte begrüßen Verwandte mit lautem Hallo. Wer denkt heute Nacht an Schlaf?

Zacharias. Er will schlafen. Dennoch musste er wie auch seine Verwandten warten, bis er seinen Tempeldienst beendet, gebadet, sich umgekleidet und, auf den starken Arm seines Sohnes gestützt, hierhergeschleppt hat, zu diesem Raum, um noch etwas zu vollbringen, bevor er es sich gestatten kann, sich auf den dünnen Strohsack zu legen und zu schlafen.

Johannes hält ihn am rechten Ellbogen, Josef am linken, und der Priester wird an der Mitte des Haupttisches niedergelassen. Er ist der Gastgeber. Mit einem Grunzen lehnt er sich auf die linke Seite, das Kissen in der Achselhöhle, den Ellbogen gebeugt, sein Kopf sinkt schwer in seine Hand. Müder, müder Zacharias, in einer Dunkelheit, tiefer als die Nacht.

Elisabeth benötigt ebenso die Hilfe jüngerer Hände, um schadlos auf den Teppichen zum Sitzen zu kommen. Jetzt legt sich alles hin, jeder an seinen, jede an ihren Teller. Sie ziehen die Ärmel ihrer Tuniken hoch und falten sie unter; obwohl sie sich beim Betreten des Raums in größeren Krügen gewaschen haben, greifen sie nach flachen Schalen, um ihre Hände erneut zu waschen. Sie setzen sich nieder.

Der alte Mann schafft es nicht, den ersten Becher Wein auszuschenken. Johannes, noch immer an seiner Rechten, übernimmt es. Und Maria bringt die Becher herum.

Die Anwesenden wenden ihren Blick Zacharias zu. In die nachfolgende Stille hinein spricht er: »Gelobt, gelobt seist du.« Er hustet kurz und heftig, schluckt, zwinkert mit den blinden Augen, spricht dann seinen Segen in kurzen Sätzen und mit brüchiger Stimme. »Ewiger unser Gott. König der Welt ... der du uns heiligst durch deine Gebote ... und uns erhöht hast unter ... allen Völkern.«

Fierlich trinkt jeder. Ein zweiter Becher wird eingeschenkt und getrunken. »Wir sind Sklaven des Pharaos in Ägypten«, sagt Zacharias langsam, ein uralter Mann, der uralte Worte spricht, »der Herr, unser Gott ... hat uns aus Ägypten befreit ... mit mächtiger Hand. Ausgestrecktem Arm. Oder wir wären noch immer ... Sklaven –«

Der alte Zacharias greift langsam, mit zittriger Hand nach einem steinernen Teller und dem runden, flachen Brot darauf. Er hebt es hoch, hält es mit bebender Hand. »Gelobt seist du, o Herr«, spricht er, »der du Brot aus der Erde wachsen lässt.« Er bricht das Brot. Er bricht es wieder und wieder, bis genügend Stücke für alle vorhanden sind. Eins in seinen eigenen Mund. Brotbrocken überall. Dann beginnen sie zu essen. Stücke des gebratenen Fleisches, mindestens so groß wie eine ordentliche Nuss, tunken etwas von den bitteren Kräutern in das *haroschet*, einer essigsauen Paste aus zerdrückten Früchten und Nüssen.

Maria bedient Jeschi zuletzt. Mit zwölf Jahren ist er der jüngste der Anwesenden, sitzt am Tischende zu Marias Rechten, während sie bedient. Seine Mutter schaut zu ihm, kann ihm jedoch nicht in die Augen blicken. Der Junge lässt die rostfarbenen Wimpern gesenkt, eine sommersprossige Hand unter dem Kinn, ein Finger im Mund. Maria möchte leise seinen Namen flüstern, damit er sie anblickt, möchte darin lesen, was er denkt. Sie will sagen: *Iss, Jeschi! Dieses Essen kannst du nicht unangerührt lassen und dabei träumen.* Er ist trotz allem noch immer ein Junge und noch immer unter ihrer Obhut. Doch sie schweigt, steht auf und geht zu ihrem eigenen Platz zurück, um etwas zu essen, bevor das zweite Glas Wein ausgeschenkt und gereicht werden muss.

Als das geschehen ist, als jeder zu Jeschi blickt und darauf wartet, dass er das Ritual fortführt, wird seine Mutter ärgerlich. Er hat nur wenig vom Fleisch gegessen. Er hat ein Salatblatt in das Mus getunkt und es an seine Lippen gelegt. Doch er hat noch nicht den Kopf gehoben. *Jeschi!* Am liebsten möchte sie ihn aufrütteln – nein, ihn ausschimpfen, um ehrlich zu sein.

Doch Zacharias lauscht aufmerksam in den Raum hinein und sagt: »Jesus? Sohn des Josef?«

Und das genügt.

Der Junge schaut hoch, erschrocken, die Augen weiten sich. Da verwandelt sich Marias unausgesprochener Tadel umgehend in Mitleid.

»Ähm –«, nuschelt Jeschi. Er wird rot vor Verlegenheit, faltet die Beine unter sich, setzt sich auf die Fersen und spricht ganz deutlich: »Was unterscheidet diese Nacht von anderen Nächten?«

Zacharias nickt: Der Jüngste hat die Frage gestellt, der Älteste wird sie nun ausführlich beantworten müssen.

Wir waren Knechte des Pharaos von Ägypten. Doch der Herr wollte nicht nur unsere Eltern aus Ägypten führen. Sieh, wir und unsere Kinder und unsere Kindeskinde waren Knechte des Pharaos in Ägypten.

Ach sing es, alter Zacharias. Sing es wie Josua. Oder wenn du nicht anders kannst, schrei es hinaus wie einst dein Namensvetter, der Prophet Zacharias, Sohn des Iddo. Lass es wieder aufleben und sprich:

*Doch der Herr sandte seinen Knecht Mose
Und Aaron, den er erwählt hatte.
Die taten seine Zeichen unter ihnen
Und Wunder im Lande Hams.*

Ach lieblicher Priester, erzähl die Geschichte für uns alle, für jedes Geschlecht, das da noch kommt:

*Er ließ Finsternis kommen und machte es finster;
Er verwandelte ihre Wasser in Blut;
Ihr Land wimmelte von Fröschen;
Er gebot, da kam Ungeziefer, Stechmücken in all ihr Gebiet,
Er gab ihnen Hagel statt Regen,
Schlug ihre Weinstöcke und Feigenbäume;
Er gebot, da kamen Heuschrecken geflogen,
er schlug alle Erstgeburt in Ägypten –
Er führte sie heraus mit Silber und Gold,
es war kein Gebrechlicher unter ihren Stämmen,
Denn er gedachte an sein heiliges Wort und an Abraham, seinen Knecht.
So führte er sein Volk in Freuden heraus,
Mit Tamburin und Gesang in das Land,
Das Land, wo Milch und Honig fließen.*

Schließlich, Priester, bevor du geendet hast, sage den Grund, wieso der Herr es unternommen hat, Israel zu erretten.

*Damit sie seine Gebote hielten
Und seine Gesetze bewahrten.*

Zacharias starre Augen glänzen. Er lässt keinen Schluchzer vernehmen und kein Weinen. Er ist mit dem Essen fertig. Die anderen kümmern sich darum, dass nichts zurückbleibt als die Knochen des Schafs und die Haut, die gegerbt werden wird, sobald Josef wieder daheim ist. Aber Zacharias hat seinen Dienst beendet.

Bevor man sich erhebt, gibt es noch einen dritten Becher Wein und ein langes Dankgebet und ungestüme *Hallel*-Psalmen und noch einen vierten Becher. Nicht nur in diesem Zimmer wird irgendwer Gott darum bitten, das Land von den Römern zu erlösen. Bestandteil des Passahs seit einem Jahrhundert.

Doch der Sohn Marias ist immer noch zu Zacharias hingebeugt, die schmalen Lippen geschlossen, ein Muskel zuckt an seinem Kiefer. Seitdem der Priester, sein ältester lebender Verwandter, die Geschichte begann, hat Jeschi sich nicht gerührt. Auf seinem Gesicht ist der Ausdruck eines Entrückten, von einem, der eine Erzählung so eindringlich erlebt, dass er seinen Körper verlassen und in das Erzählte hineingetreten zu sein scheint. Als wenn es eine eigene Welt wäre, die einzig wirkliche Welt.

Maria runzelt die Stirn. Sie begreift die Verträumtheit des Jungen nicht. Er *kennt* die Geschichte doch, sie ist ihm nicht neu. Er hat sie selbst in den Büchern Mose gelesen, hat ihr Stellen daraus auf Hebräisch zitiert, sie ihretwegen übersetzt: *Ich habe euch sicher hierher zu mir gebracht, so wie ein Adler seine Jungen auf seinen Flügeln trägt.* Warum ist das Kind heute so in Geheimnisse versunken?

Schon als er gerade zwei war, auf seiner Matte lag und an die Decke starrte, hatte Maria ihm Geschichten von Ägypten und vom Auszug erzählt.

Und stets (plötzlich bemerkt sie erschrocken, dass Jeschi doch plötzlich zwölf, kein Kind mehr ist) – stets schloss sie ihr abendliches Ritual mit einem Nachtgebet, das sie aus einem der Psalmen hatte:

»Vater«, sprachen sie, Marias Wange an der Wange ihres Kleinen, er

brabbelte mit den Worten der Mutter: »Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.«

Und dann, als ob sie zwei das ganze versammelte Israel wären, sagten sie: »Amen.«

Doch Jeschi beugt sich zum Ohr des alten Priesters und fragt ihn leise und umständlich etwas: »Was, meintest du, sollte Mose zum Pharao über die Beziehung der Kinder Israel sagen? Wie hat Gott sie genannt?«

Und Zacharias gibt ebenso leise zurück und lächelt womöglich das erste Mal in dieser Woche: »Gott nannte Israel *mein Sohn*. Gott sprach zu Mose: *Dann sollst du zum Pharao sagen: ›So spricht der Herr: Israel ist mein erstgeborener Sohn. Ich befehle dir: Lass ihn ziehen, damit er mir dienen kann.‹*«

Väter und der Vater

»Haben Sie ihn gesehen? Bitte! Haben Sie mein Kind gesehen? Wissen Sie, wo er steckt?«

Am späten Nachmittag war von Westen her ein Regenschauer gekommen. Pilger, die noch eine Tagesreise von Jerusalem entfernt waren, hatten schnell Unterschlupf gesucht. Sie kauerten auf der windgeschützten Seite der Felsen und Hügel, hatten ihre Umhänge über den Kopf gezogen, versuchten, die größeren Felle ihrer Zelte gegen den Wind zu halten.

»Jeschi!«, hatte Maria geschrien. Wie im Zwang. Mütterliche Angst. Dumm und albern. Natürlich konnte der Junge sie im Getöse, dem prasselnden Schrotfeuer des Unwetters, gar nicht hören. Sie hoffte, dass er vernünftig genug wäre, sich einer anderen Familie anzuschließen. Doch der Junge war ohne Mantel! Maria trug sein Gewand seit Tagesanbruch; sie hatte es aus dem Zelt gerettet, als Josef es abbauen und die Ziegenfelle zusammenlegen wollte.

Er ist bei Johannes, hatte Maria gedacht. Dann machte sie sich mit dem Frühstück zu schaffen, half Elisabeth und Zacharias beim Ankleiden, packte alle Sachen für die Heimreise zusammen.

Es war noch derselbe Morgen, als Maria und Josef den Abstecher zu Zacharias' Haus machten: vier Leute unterwegs in die eine Richtung, zwei zurück zur Kammstraße und dem langen Tross von Reisenden. Der junge Johannes, der sich zum ersten Mal seit drei Wochen ungehindert vergnügen konnte, wollte zu Hause ankommen, wann es *ihm* passte. Er lief ihnen voraus in die Menge. Gemeinsam mit Jeschi – das jedenfalls hatte Maria angenommen. Und Jeschi würde sie am Ende des ersten Reisetags wiederfinden – pünktlich zum Abendessen, ganz gewiss.

Doch dann wurde die Nachmittagssonne ausgelöscht und ein wütender Sturm wirbelte von den Hängen Staub auf, eine schwarze Wolke hüllte den Himmel in Finsternis, Regen peitschte ihnen ins Gesicht – und plötzlich hatte Maria schreckliche Angst um ihren Sohn.

»Jeschi! Wo bist –«

Kra-BUMM!

Im fahlen Licht des jäh aufzuckenden Blitzes sah Maria Regentropfen, im Fallen verharrend, sie sah Josefs breiten Rücken, hinter dem ängstliche Frauen wie Glucken hervorblickten. Ihr Mann beschützte Wildfremde, nicht aber ihren Sohn!

Wo steckt Jesus?

Selbst später noch, als die Luft noch immer nebelfeucht war und zwischen Gewitterwolke und Horizont ein scharf geschnittener roter Lichtstreif unvermittelt hervorleuchtete, flehte Maria Josef an, nach Jerusalem zurückzukehren, den ganzen Weg abzusuchen, während sie selbst von Familie zu Familie voranlief.

»Habt ihr mein Kind gesehen?«, rief Maria. »Meinen Sohn? Jesus? Klein für sein Alter. Ungefähr so groß wie ich. Dichte Locken, rötlich-braune Haare, mehr braun als rot, ja, dunkelbraun, oje –«

Maria konnte sich nicht beruhigen. Sie flog von Familie zu Familie wie eine Biene zwischen Blüten. Gesichter von Fremden wandten sich ihr zu, Fremde, die stumpfsinnig ihre Abendmahlzeit kauten, nichts außer Ahnungslosigkeit von sich zu geben hatten, was die Frau immer wütender werden ließ: »Ach, ihr *raca!* Schakale! Trottel!«

Erst als sie Menschen fand, die sie erkannte, blieb die arme Maria stehen. Diese Menschen waren gewillt, ihr zuzuhören.

»Maria? Maria, was ist denn los?«, fragten sie.

Sie kannten ihren Jeschi. Und sie bissen sich mitfühlend auf die Lippen, beteten dafür, dass dem Jungen nichts zugestoßen war. Nachbarn aus Nazareth, ein Vetter ihres Vaters, bekannte Gesichter, Freundlichkeit – sie litten mit. Maria ließ es zu, dass sie ihre Angst sahen.

Inzwischen war der rote Lichtstreif in die Erde hinabgesunken, zurückgeblieben war ein Wall aus glühender Kohle. Die Gesichter ihrer Nachbarn leuchteten im rötlichen Licht.

Aber ach, keiner von ihnen hatte unterwegs Jesus gesehen.

»Nicht gegen Mittag?«

»Nein.«

»Nicht einmal heute Morgen? Als wir aus Jerusalem aufgebrochen sind?«

»Nein.«

»Mit Johannes zusammen, ganz bestimmt! Johannes, dem Sohn von Zacharias! Ich bin mir sicher, dass sie zusammen laufen wollten.«

Nun, *Johannes* hatten etliche Vettern und Kusinen gesehen. Tatsächlich war er eine Zeitlang bei ihnen gewesen, war mit ihnen gereist: Hat ziemlich große Füße, der Bursche, nicht wahr? Hände so groß, dass er damit eine Achse zerlegen könne? Ja. Aber Jesus wäre nicht bei Johannes gewesen. Es täte ihnen leid. Und sie müssten nun ihre Zelte aufbauen. Und der Boden wäre überall nass. Durch den Wind sei es ungewöhnlich kalt und schwieriger als sonst. Es täte ihnen aufrichtig leid. Und nun wäre es Zeit für das Abendessen –

O Herr, wachst du über meinen Sohn?

Maria kehrte um und rannte zurück in die Richtung, die Josef genommen hatte. Ringsumher riefen Stimmen von Menschen, die Essen zubereiteten, die ihre Tiere fütterten, die sich ihr Nachtlager bereiteten. Zufriedenheit. Sorgenfreie Familien. Sie rannte an ihnen allen vorbei. Ihre Füße waren eisigkalt vom Regen, ihre Finger klamm von der Feuchtigkeit und der Angst. Sie hob ihren Rock an und rannte. Sie rannte.

Als sie im verlöschenden Tageslicht auf ihren Mann stieß, verlor sie endgültig jede Beherrschung. Sie schrie auf, fassungslos. Ja, am liebsten würde sie den Mann *schlagen!* Er baute das Zelt für die Nacht auf.

»Was glaubst du eigentlich, was du da tust?«, schrie sie.

»Wir müssen doch etwas über dem Kopf haben, Mim«, erwiderte er und schlang kniend eine Schnur um einen bereits eingeschlagenen Pflock. Er blickte zu ihr hoch. »Und du musst erst mal wieder trocken werden.«

»Ich muss vor allem meinen Sohn finden! Wer weiß, was ihm zugestoßen ist. Er ist den ganzen Tag über von keinem Menschen gesehen worden.«

»Nein, aber Jesus ist zwölf, Mim. Er ist vernünftig und umsichtig. Es wird gleich ganz dunkel sein, in ein paar –«

»Was sagst du? Was meinst du? Du willst den Kleinen im Stich lassen?«

»Na, na, immer mit der Ruhe, liebe Miriam.«

»Weißt du denn, wo er bei dem Unwetter war? Ist er spät losgegangen? Was ist, wenn er allein am Straßenrand liegt?«

Mit einer Langsamkeit, die sie in den Wahnsinn trieb, erhob sich der Mann, stellte sich vor sie und sah sie an. »Er kann ein Feuer schneller als die meisten Männer entfachen, Miriam. Bitte. Beruhige dich –«

»Ich *will* mich aber nicht beruhigen! Dafür ist jetzt *nicht* der richtige Augenblick.«

»Aber –«

»Ihr seid kalt, ihr Männer! Gefühllos! Jetzt ist Zeit für das Herz, Josef! Fürs Handeln! Fürs *Lieben*!«

»Aber der Junge kennt sich mit Holz aus. Und mit Werkzeugen –«

»Pack das Zelt zusammen!«

»Bitte? Mim, was soll das denn bringen, wenn –«

»Und hör auf, mich ›Mim‹ zu nennen!«

Unversehens bückte sie sich und begann, die Leinen von den Pflöcken zu reißen. Die Kapuze ihres Mantels rutschte nach hinten, ihr nasses Haar wirbelte umher, klebte an ihrer Stirn.

»Warte. Miriam, warte doch.«

Josef hob den Arm, um sie zu berühren, womöglich zu trösten. Doch sie riss sich von ihm los, funkelte ihn an.

»Mach, was *du* willst«, rief sie und zeigte mit dem Finger auf ihn. »Ich für meinen Teil gehe suchen. Ich bin schon weg, ich gehe die ganze Strecke bis nach Jerusalem zurück.«

Josefs Blick fragte: *Jetzt?*

Maria ignorierte die Frage. Lieber würde sie einem verflixten Ochsen ins Angesicht blicken. Sie stieß einen frustrierten Seufzer aus und marschierte los.

»Miriam! Bleib da stehen!«, donnerte Josef jedoch dermaßen befehlend, dass sie gegen ihren Willen stehen blieb.

»Wenn wir zurückgehen«, fuhr er fort, »reitest du auf dem Esel und ich gehe zu Fuß.«

Er ging.

Sie ritt.

Das bedeutete, dass der Mann auch wieder das Zelt und ihre gesamte

Habe schulterte. Maria aber nahm den Mantel, den ihr Sohn hätte tragen sollen.

Sollte sie am nächsten Tag in Jerusalem etwas gegessen haben, so konnte Maria sich nicht daran erinnern. Sie konnte sich auch nicht entsinnen, in der folgenden Nacht geschlafen zu haben. Zwei Nächte, die mit Schlaflosigkeit und Sorgen erfüllt waren. Zwei Morgendämmerungen, die vom Krähen der Hähne in Jerusalem entzweigerissen wurden.

Die Stadt, die nun auf ihre eher armselige Einwohnerzahl reduziert und von Beschädigungen und Müll einer achttägigen Invasion verdreckt war, erschien Maria fremd. Sie konnte den Dialekt des Südens, den die ärmeren Menschen sprachen, kaum verstehen; und die Reichen sorgten dafür, dass sie sich selber nutzlos und plump vorkam.

Sie gingen durch Hintergassen.

»Habt ihr vielleicht –«, fragte Josef in schmale Durchgänge hinein, die zu engen Innenhöfen führten, zu Häusern mit vier Zimmern, in denen zwei Familien mit ihrem gesamten Vieh lebten. »Wisst ihr –«, fragte er drei Familien, die eingengt in Hütten hausten, und dann beschrieb er seinen Jungen stirnrunzelnden Männern, den Haushaltsvorständen, während Frauen hinter ihnen Teig aus Gerstenmehl kneteten und Kinder sich im Durchgang drängten. »Er ist zwölf Jahre alt«, wiederholte Josef immer wieder unendlich langsam. »Seine Haut, sein Gesicht und seine Arme sind rötlich gesprenkelt. Er hat dichte krause Haare. Wie eine Kappe. Die Augen hellbraun –«

»Ein lebhaftes, ein *funkelndes* Braun«, fuhr Maria dazwischen, »aber überraschend hell, fast leuchtend ...«

Aber nein. Nein. Niemand hatte so einen Jungen gesehen.

Davon abgesehen: Wer konnte sich ein bestimmtes Gesicht aus den Pilgermassen merken, die ihre Stadt überrannt hatten? Gleichgültige Menschen, riefen die Armen. Zertrampeltes Eigentum, tranken einem das Wasser weg, verstopften die Abflussrinnen.

»Geht weg. Lasst uns in Ruhe.«

Jeschi, lieber Jeschi: Wo bist du jetzt?

Maria wurde vor Kummer gebeugt. Ihr Kiefer schmerzte vor Anspannung. Ihre Gelenke zitterten.

Sie hatten das ganze mittlere Tal abgesucht, den Basar der Schmiede, die Gasse der Metzger, die Reihe der kleinen Bäckereien, jede Werkstatt an beiden Marktstraßen. Sie hatten Kehler befragt, die Abfälle ins Hinnotal fuhren – *Gehenna*, wo immer Feuer brannten. Sie hatten sich an die Schneider bei den Stadttoren gewandt, an die Arbeiter, die auf dem Ölberg Oliven pressten, selbst an die Gerber in ihren stinkenden Quartieren außerhalb der Stadtmauern.

»Wenn er tot ist«, sagte Maria und schlang die Arme um sich, »will auch ich sterben.«

Doch sie hatten bisher nur mit Menschen gesprochen, die ihnen zu ähnlich waren, die Armen. So war es Josef vorgekommen, der ein paar eigene Entscheidungen traf, als er die Verzweiflung in Marias Worten hörte.

»Miriam«, sagte er und legte ihr die Hand um die Schulter, »geh ins Zelt zurück. Warte im Zelt. Ich gehe zum Haus des Königs. Die Wachen haben ein scharfes Auge auf jedermann.«

Kühner, kühner Josef, er hatte keine Ahnung von Waffen, nicht von der Sprache der Mächtigen oder den Bestechungen ihrer Soldaten. Wovon er allerdings wusste, das war die Gewalttätigkeit, mit der ein armer Mann behelligt werden konnte. Doch seine Frau hatte den Wunsch zu sterben, und er schenkte den Launen seiner Frau Glauben. Er, Josef, würde im Haus des Königs nachfragen.

Er dachte an den prächtigen Palast, den sich Herodes der Große an der Westmauer Jerusalems erbaut hatte. Tatsächlich irrte sich der langsam sprechende Zimmermann jedoch. Kein König wohnte mehr in diesem stattlichen Gebäude. Als Herodes vor zwölf Jahren gestorben war, hatte Rom es übernommen und bezeichnete es nun als »praetorium«. Römische Soldaten waren jetzt darin stationiert. Und anstelle des Königs bewohnte der römische Statthalter seine zighundert Räume, der mit prächtigem Gefolge und vier Kohorten Soldaten aus Caesarea herüberkam, um die Menschenmengen während der jüdischen Festtage in Schach zu halten.

Doch Josef würde immer an die Festung zur Zeit des Herodes denken müssen, als der rasende Herrscher in ihren Gärten herumschlich und in Betten mit silbernen Füßen schlief.

Nun überquerte er den öffentlichen Platz östlich des Prätoriums. Er ging an der Rednertribüne vorbei – die *bema*, auf der der Statthalter saß, um Urteile zu sprechen – und ging auf das Tor in der Mauer zu, die einst eine bösertige königliche Familie hatte schützen sollen.

Das Tor stand offen. Josef schluckte und spähte hinein. Welch herrliche Gärten, Teiche, Haine, Kanäle! Ja, aber wie leer das Grün war. Josef wusste nicht, dass mit den Pilgern auch der Statthalter und der Großteil seiner Soldaten Jerusalem verlassen hatten. Die Stille kam dem Zimmermann aus Galiläa unheilvoll vor, als ob irgendetwas auf ihn lauerte. Nie zuvor in seinem Leben hatte er so flache Wasser oder so gestutzte Rasen gesehen.

Unvermittelt hörte er: »Weitergehen!« Er verspürte einen heftigen Stoß in die Niere, und die kleine Maria drängte sich an ihm vorbei, schnurstracks durchs Tor hinein.

Auch ihr fiel die Stille auf. Sofort. Also, keinen Ärger hier! Maria würde rufen, würde fluchen, würde jemanden finden an diesem schwelgerischen, leichtsinnigen Ort und ein Wort von ihm verlangen –

Doch dann knurrte eine barsche Stimme hinter ihr: »*Ave, mulier!*«

Die von Josef war es diesmal ganz sicher nicht. Es war eine fremde Sprache.

Maria drehte sich um. Der Mann, der die Worte gesprochen hatte, hockte auf seinen Fersen und grinste: ein junger Zenturio, dem Helm nach zu urteilen, den er in Händen hielt. Zwei bewaffnete Gardisten flankierten ihn.

»*Mulier*«, wiederholte der Zenturio, »*quem quaeris?*«

Er war sanftäugig, seine Haut weiß wie das Mondlicht, eine große Narbe lief über Wange und Oberlippe, wodurch die Lippe wie aus zwei schlecht vernähten Teilen zusammengesetzt schien. Maria konnte eine rosa Zunge flattern sehen, wenn er sprach.

Sie sagte: »Bitte! Bitte, wir sind aus Nazareth. Galiläa. Unser Junge ist verschwunden. Jesus – er ist weg.«

»Oooh, nich spreck«, sagte der Zenturio nickend und gestikulierend, »deine Spra-ke.«

»Doch, oh doch!«, rief Maria. Sie ging auf die Knie, auf Augenhöhe mit dem Sitzenden.

»*Mulier*«, sagte er und zeigte auf sie.

»Josef, er meint mich«, Maria lachte atemlos. »Er meint ›Frau‹.«

»*Quem*«, sagte der Mann. Dann: »Watt –«

»Was!«, wiederholte sie.

»*Quaeris*: suck, sechst –?«

»Suchst! Sie meinen ›suchst! Sie wollen wissen, wonach wir suchen! Ach, Sie guter, guter Mann!«

Noch immer auf Knien, näherte sie sich dem Soldaten und ergriff seine Hände.

Der Zimmermann räusperte sich. Die Augen der Frau schwammen in Tränen.

»Ein Junge!«, rief sie. »Mein Sohn. Jesus. Ich – ich nenn ihn Jeschi!«

Maria sprang auf und deutete mit tätschelnden Handbewegungen seine Größe an, seine Schönheit.

»Jung«, kapierte der Soldat. »Juhung. Junge! *Puer! Puerum tuum quaeris!*«

»Ach, Josef, er versteht!«

Doch der Zenturio lächelte nicht mehr sein spaltlippiges Lächeln. Er schüttelte vielmehr den Kopf und erhob sich. »*Nescio puerum istum, quem dicitis.*« Sein Ton war formell. Sein Gesichtsausdruck entschuldigend. Marias Herz krampfte sich wieder zusammen.

Doch der Zenturio nickte Josef zu und bedeutete ihm mit einer Handbewegung, ihm zu folgen. Die beiden Männer gingen zum Tor hinaus, Maria sah ihnen voller Furcht und Sehnsucht hinterher. Der Soldat hob den Arm und wies über den Platz, in eine Straße mit wohlhabenden Villen, über das Tal hinweg, zum Tempel.

»*Custodia*«, sagte er. »*Custodia templi*«, und führte die Bedeutung vor, indem er hin- und hermarschierte, wie jemand, der Wache lief, wie ein –

»Wächter!«, rief Maria, die sich ihnen von hinten genähert hatte.

»*Templi*: Tempel! Er meint die Tempelwache! Die Leviten! Wachmänner! Ach Josef! – Warum sind wir darauf nicht selbst gekommen?«

Wie wenig die Armen von den Mächtigen erwarten! In dieser Welt nimmt niemand Rücksicht auf den anderen!

Schon lief Maria los. Rasch jedoch machte sie kehrt und kniete dankbar vor dem Zenturio nieder – schoss dann wieder los, über den öffentlichen Platz.

Sie hatten ihren Sohn bereits auf dem Tempelberg gesucht, natürlich. Dorthin waren sie zuallererst gegangen, hatten Gebete elterlicher Angst gebetet. Doch allein der Vorhof der Heiden umfasst vierzehn Hektar, dreimal mehr als das ganze Dorf Nazareth! Die Idee, sich an die Leviten zu wenden, die dort für die Bewachung sorgten, war ihnen gar nicht gekommen!

Als sie schließlich die monumentalen Treppen vom Tyropöon-Tal zum südwestlichen Tor des Tempelgeländes erstiegen, trug Josef Marias Gewicht im Arm. Die Höhe war ermüdend.

Und »Ja!« sagte schon der erste levitische Wächter, den sie befragten.

Sie befanden sich in der königlichen Säulenhalle an der Südseite des Platzes. Dieser vergnügte, gedrungene Levit zeigte schräg zu den Säulen Salomons an der Ostkante des Berges hinüber und schnatterte fröhlich: »So Augen, wie du sie beschreibst? So eine dichte, lockige Mähne? Und ob ich den Burschen gesehen habe, obwohl ich geschworen hätte, er sei vierzehn oder fünfzehn, so wie er redet. Er ist da drüben. Zwischen den Säulen, an der Rückmauer –«

Maria spurtete los, freudetrunken. Ach, sie würde den Jungen umarmen und sein Gesicht mit Küssen bedecken. Ja! Sie würde ihn mit Mutterliebe in Verlegenheit bringen, und hatte sie nicht alles Recht der Welt dazu? Ja!

Sie lief zwischen Säulen hindurch, die siebenmal so groß waren wie sie, und stürzte zum hinteren Teil des Säulengangs –

Da!

Da saß Jeschi! – ihr Goldjunge!

Doch ... da saß Jeschi ... sorglos und unbekümmert. Hörte einem von mehreren Pharisäern zu, die rings um ihn auf Kissen saßen. Jeschi war

gesund. Jeschi war sauber. Jeschi war die Ruhe selbst. Und Jeschi war ... *unbekümmert!*

Der Pharisäer, der gesprochen hatte und schmierig und dünnelhaft ganz von sich und seiner Bildung eingenommen war – er erbot der herantretenden Mutter dieses Jungen nicht den geringsten Gruß, unterbrach sich nicht in seiner lispelnden Rede. Und ihr *Sohn*, denk nur, beugte sich vor, als ob all diese Worte unendlich wichtiger waren als drei Tage Schlaflosigkeit und die Verzweiflung einer Mutter. Als ihr *Sohn* bemerkte, dass sie ihn anstarrte, gewährte er ihr nur einen kurzen Blick, ein Nicken und eine knappe Handbewegung – das war alles, was er an Gruß zustande brachte!

Nein, keine Freude, schiere Wut schnürte Maria nun die Kehle zu.

»Hast du eine Vorstellung«, hob sie an, doch außerhalb der Pharisäer konnte man sie nicht hören. Sie raffte den Rock und marschierte schnurstracks in ihre Mitte, waren es nun Männer oder nicht, Lehrer oder Bettler!

»Liebe Frau«, sagte der Pharisäer, »was –?« Jetzt hielt der Esel seinen Mund, dafür sorgte Maria schon! Das Pferd! Er hatte eine breite Lücke zwischen den Vorderzähnen, und alle Zähne spreizten sich aus seinem Mund wie bei einer Ziege!

Doch Maria wendete sich ihrem verflixten Sohn zu. Sie stemmte ihre linke Faust in die Hüfte. Sie zielte mit dem Finger auf seine Majestät und zeigte es ihm.

»Drei Tage, Bürschchen! Drei lange Tage suchen dein Vater und ich überall nach dir. In den Bergen! In sämtlichen Straßen der Stadt. Und wir sorgen uns zu Tode, dass dir jemand vielleicht den Schädel eingeschlagen hat und du im Graben liegst. Wie kannst du es wagen? Jesus, wie kannst du uns nur so schändlich behandeln? Verantwortungsloser Bengel, für wen hältst du uns eigentlich?«

Der Junge blieb sitzen.

»Mama?«, fragte er, als ob er eine Ohrfeige bekommen hätte, ohne den Grund dafür zu kennen.

»Und seht euch den kleinen König Jesus jetzt mal an!«, kochte Maria. »So von sich selbst eingenommen, dass er nicht vor der Frau aufsteht, die ihn geboren hat!«

Jesus erhob sich langsam. »Mutter«, sagte er erneut, diesmal schwang ein Tadel in seiner Stimme.

Die Stimme des Jungen hat sich verändert, dachte Maria. *Ist tiefer, männlicher.*

Und dann, in voller Größe und kühlem Tonfall, sagte Jesus: »Frau!«

Plötzlich hatte es den Anschein, als ob sie überhaupt nicht miteinander verwandt waren. Marias kriegerische Haltung verschwand. Wenn er stand, war Jeschis Blick mit ihrem auf Augenhöhe, und seine Stirn wölbte sich. Wachstum! Auch das war neu, oder sie hatte nicht aufgepasst. Sie meinte, ihren Blick senken zu müssen. Sie tat es nicht. Doch sie kniff die Augen zusammen, als ob sie in die Sonne blickte.

»Wieso«, fragte Jesus, »hast du überhaupt nach mir gesucht?«

Er wartete.

Wie? – der Junge erwartete eine Antwort? Konnte er es nicht erkennen? War es nicht aus Mutterliebe, dass ihr das Blut in die Wangen schoss?

Dann stellte Jesus mit ernstem Gesicht eine zweite Frage: »Habt ihr nicht gewusst, dass ich im Haus meines Vaters sein muss?«

Haus seines Vaters: Josef meinte er damit nicht. *O Jeschi, wie viel weißt du bereits? Wie viel zu wissen ist dir gegeben?*

»Bewunderungswürdig!«, rief der dicke Pharisäer, der soeben gesprochen hatte. Auch er erhob sich.

»Bewunderungswürdig, Jesus. Du kennst dich besser in den Propheten aus als sämtliche Jungen, die ich Tag für Tag unterrichten muss. Denn der Herr sprach durch Hosea: *Aus Ägypten rief ich ihn, meinen Sohn*. Völlig zu Recht, du Sohn Israel, darf der Tempel das Haus deines ›Vaters‹ genannt werden. Bewunderungswürdig.«

Josef, der massivste unter den Männern, setzte ein freundliches Lächeln auf. Er hob seine Handwerkerhand und rief dem jungen Pharisäer »Gott segne dich, Rabbi« zu, dessen Gebetsriemen neu wirkten, dessen Wangen glatt waren, die Kinnbehaarung weich, noch spärlich wachsend. »Gott segne dich dafür, dass du dich um meinen Sohn gekümmert hast. Und dafür, dass du ihn lobst.«

»Nenn mich Eleasar«, antwortete der Pharisäer. Ein freudiger Strahl

Spucke schoss aus der Zahnücke. »Dein Junge hat das Lob verdient. Seine Fragen lassen eine natürliche Neigung zu geistlichen Dingen erkennen. Ach je, seine Fragen machen *mich* klüger, als ich bin. Bring ihn wieder her. Lass mich ihn unterrichten. Ich werde ihm einen Weg bahnen. Ich verspreche, ich werde diesen jungen Mann, diesen Jesus, nicht vergessen.«

Marias Gedanken überschlugen sich. Sie verspürte innerlich ein Schuldgefühl. Es gab eine Pflicht, die sie lange vernachlässigt hatte, zu lange. Es war Zeit, ihr nachzukommen. Nicht hier. Ruhe und Vertraulichkeit dazu gab es auf der Rückreise der kleinen Familie nach Nazarath.

Und wichtiger noch: Sollte ihr Sohn noch einmal abhandenkommen, durfte es auf keinen Fall geschehen, bevor sie ihn über seine Herkunft aufgeklärt hatte.